Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Ledyhsohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „UL K“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Bestellgebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. pro Quartal. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner Stadtblätter 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 617. **Berlin, Sonnabend, den 5. Dezember 1885.** **XIV. Jahrgang.**

Die Reform der Zuckersteuer.

Die Mittheilungen, welche über die Art und Weise, wie die Regierung die Zuckersteuer reformiren will, in die Oeffentlichkeit gelangen, lassen erkennen, daß in keiner Weise die Hoffnungen erfüllt werden, welche man an diese, seit langer Zeit als nothwendig erkannte Reform geknüpft hat.

Nachdem man erkannt hatte, daß die einzig durchgreifende Reform, die Einführung der Fabrikatsteuer, nicht zu erreichen sei, hatte man als geringsten Erfolg der Agitation gegen die Exportprämien erwartet, daß der Steuersatz und die Export-Bonifikation künftighin so bemessen werden würden, daß die Bonifikation, wenn sie auch nicht in allen Fällen genau der gezahlten Steuer entspräche, doch wenigstens dem Durchschnittsertrag der Rüben an Zucker entsprechend geregelt werden würde, und es hieß auch zuerst, daß ein Steuersatz von 1,80 Mark pro Doppelcentner Rüben bei Aufrechterhaltung der Exportbonifikation von 18 Mark pro Doppel-Centner Zucker eingeführt werden solle, was einem Durchschnittsverbrauch von 10 Centnern Rüben zu einem Centner Zucker entsprochen hätte. Das hätte nicht ganz genau der Wirklichkeit entsprochen, die Exportprämie wäre nur noch eine geringe geblieben, und wir haben schon vor einigen Wochen (Nr. 543) ausgeführt, wie sich die Einnahmen des Reiches alsdann stellen würden, falls nicht, was ja nicht ausgeschlossen ist, durch die Steuererhöhung eine Abnahme des Konsums eintritt, zugleich aber auch haben wir hervorgehoben, daß damit dem Wettstreit zwischen Besteuerung und Technik ein neues Feld eröffnet sei, und daß sich mit steigendem Zuckergehalt der Rüben und steigender Zuckerausbeute ein neuer Verlust für die Staatskasse herausstellen werde.

Leider aber bestätigen sich selbst die Annahmen, welche damals unseren Beobachtungen zu Grunde lagen, nicht; nur die Absicht, die Export-Bonifikation unverändert auf 18 Mark pro Doppel-Centner zu erhalten, ist richtig, dagegen soll die Steuer nicht auf 1,80 Mark pro Doppel-Centner Rüben, sondern nur auf 1,70 Mark erhöht werden. Diese zehn Pfennig sind bei dem Anbau von 100 Millionen Doppel-Centner Rüben — und so hoch ist derselbe zu veranschlagen — nicht nur ein Ausfall von 10 Millionen Mark, sondern es ist auch anzunehmen, daß die gegen die frühere Annahme gesteigerte Exportprämie wiederum eine unnatürliche Steigerung des Zucker-Exportes und damit eine weitere Schädigung der Staatskasse herbeiführen wird. Unseren damaligen Rechnungen lag die Annahme zu Grunde, daß im Ganzen 10 Millionen Doppel-Centner Zucker produzirt, davon 3½ Millionen im Inlande konsumirt und 6½ Millionen ausgeführt werden. Es würde sich danach die Staats-Einnahme berechnen:

Einnahme von 100,000,000 Doppel-Centner Rüben à 1,70	170 Millionen Mark,
Export-Bonifikation von 18 Mark pro 6,500,000 Doppel-Centner . . .	117 Millionen Mark,
bleibt Einnahme	53 Millionen Mark.

Diese Einnahme wird aber geringer, wenn der Export steigt, und zwar nicht nur bei gleichbleibender Produktion, so daß, wenn z. B. im Inlande statt 3½ Millionen nur 3 Millionen Doppel-Centner konsumirt, dann 7 Millionen Doppel-Centner exportirt werden, wodurch die Einnahme des Staats auf 44 Millionen Mark sinken würde, sondern auch dann, wenn der Inlands-Konsum unverändert bleibt und nur durch steigende Produktion der Export steigt, indem immer mehr Export-Bonifikation gezahlt wird, als an Steuer bezahlt worden ist, und so muß man bei obigen Sätzen den Verlust des Staates an jedem Doppel-Centner exportirten Zuckers immer noch auf rund 2 Mark, vielleicht noch höher, annehmen.

Man hat sich nun aber, wie es heißt, in Regierungskreisen zu dieser neuen Konzession aus Rücksicht auf die Landwirthschaft entschlossen, um durch einen solchen Uebergang — man will nämlich im Prinzip an der Steuer-Erhöhung auf Mark 1,80 pro Doppel-Centner Rüben festhalten — der Landwirthschaft und der Zucker-Industrie Zeit zu lassen, sich an die höhere Steuer zu gewöhnen. Wir meinen, nach den Erfahrungen der letzten Jahre sollte man wissen, daß man durch solche neue Befestigung der Exportprämie auf eine Reihe von Jahren hinaus die Zucker-Industrie und mit ihr die von ihr abhängige Landwirthschaft wieder in eine Krisis der schlimmsten Art hineintreibt.

Eine wahre Reform, verbunden mit dauernd steigenden Mehr-Einnahmen, kann man, wie wir schon wiederholt ausgeführt, nur durch Einführung der Fabrikatsteuer, in Verbindung mit einer Herabsetzung des Steuersatzes, erzielen, und die Ueberzeugung, daß der von der Regierung in Aussicht genommene Weg, die Einnahmen aus der Zuckersteuer durch Erhöhung des Steuersatzes aufzubessern, ein verfehlter ist, beginnt jetzt auch schon in landwirthschaftlichen Kreisen durchzudringen. So hat neuerdings der landwirthschaftliche Verein in Thorn seine Berathungen über die Reform der Rübenzuckersteuer mit der einstimmigen Annahme folgender Resolution geschlossen:

„Der landwirthschaftliche Verein hält eine jede Erhöhung der Rübensteuer für eine die Interessen der ostdeutschen Rüben-Industrie und Landwirthschaft schädigende Maßregel; dagegen ist der landwirthschaftliche Verein Thorn überzeugt, daß eine allmälige Herabsetzung der Rübensteuer von 160 auf 120 Pfg. pro Doppel-Centner Rüben in den Stufenfolgen das beste Mittel ist, um die Reichsfinanzen, bei entsprechender Herabsetzung der Ausfuhrvergütigung, zunächst mindestens auf der gegenwärtigen Einnahmehöhe zu erhalten, zukünftig aber große, stets wachsende Einnahmen dem Reiche zu sichern und dadurch allein auch den Interessen der Konsumenten zu dienen, weil der Verbrauch des Zuckers, der bei uns gegen andere Staaten noch völlig darniederliegt, dadurch zugleich nachhaltig gehoben wird.“

Wir sehen in dieser Resolution einen ersten Schritt auf der Bahn, welche zu dem von uns angestrebten Ziele führt, der Staatskasse aus dem Zucker die Einnahme, welche ihm nach den Intentionen der bestehenden Gesetze zukommt, zu sichern. Allerdings kann man sich in jenen Kreisen noch nicht entschließen, die Annahme der Fabrikatsteuer — gleichfalls unter Ermäßigung der Steuer — zu empfehlen, aber sobald man erst einmal an die Reform der Zuckersteuer im Sinne der Ermäßigung des Steuersatzes geht, wird man auch auf dem Wege der Erkenntniß richtiger wirthschaftlicher Grundsätze fortschreiten. Man wird einsehen, daß die absolute Beseitigung der Exportbonifikation eine Nothwendigkeit ist, und man wird auch einsehen, daß man nicht die schlechteren Rüben gegenüber den besseren steuerlich in Nachtheil setzen darf; dies kann aber nur durch Einführung der Fabrikatsteuer vermieden werden.

Politische Tagesübersicht.

* Aus dem Reichstage. Herr Bötticher von den Nationalliberalen warnte in eindringlichen Worten vor der allzu schroffen Einmischung der Staatsgewalt in die empfindlichen privaten Angelegenheiten der Sonntagsarbeit, des Normal-Arbeitstages u. s. w. Jedermann sei den Arbeitern zu helfen gern bereit — aber man müsse sich hüten, Maßnahmen vorzuschlagen, die das Gegentheil dessen bewirkten, was man erreichen wolle. Wenn

Esther's Ehe.

Roman

[24. Fortsetzung.] von

Hermann Heiberg.

Als die Verlobten am folgenden Nachmittage einen Spaziergang durch den Thiergarten machten, fragte Regine nach Wolf. Eine gewisse Bitterkeit mischte sich in ihre Worte bei Nennung des Namens.

Carl ertheilte in seiner ruhigen Weise Antwort.

„Sind sie glücklich?“

„Ja!“

„Gefällt Dir Esther auf die Länge?“

„Immer besser.“

„Wie geht's dem anderen Paare, den Martelliers?“

„So weit ich weiß und sehe, sehr gut. Die kleine Frau ist ausnehmend still, aber ich glaube, die Menschen leben durchaus zufrieden.“

„Hm! — Wird — wird — Wolf bald“ —

„Du meinst?“

Regine schwieg.

„Nun? Ich verstehe nicht, Schatz. Sprich“ —

„Oh, nichts! Es ist nichts!“

„Doch, doch!“ Und — Ah! drang es langgezogen aus Carls Brust. Nun verstand er. Und weil er verstand, setzte er hinzu:

„Ah! Sei gut, sorge Dich nicht. — Hast Du mich lieb?“ Aber er fühlte keinen Druck auf seinem Arm, keine zärtliche Hand tastete sich zu der seinigen.

„Regine!?“

„Ja!?“

„Bist Du betrübt? Sprich! Was hast Du? Bist Du nicht glücklich?“

Nun fühlte er, daß sie seinen Arm fester drückte. Aber er fühlte auch, daß sie neben ihm zitterte.

„Ja, ja!“ flüsterte sie. „Aber ich möchte mehr! Ich möchte Dir ganz gehören, bald, bald — O, wie grausam ist das Leben —“

Carl Rochau schwieg bedrückt. In seinem Innern sagte es auf und ab.

„Gieb noch ein wenig Geduld, Regine, mein Liebling,“ sagte er zärtlich. „Weißt Du nicht? Selbst die schönsten Rosen müssen erst Knospen haben.“

„Ja — ja!“ thränte es aus den Augen des Mädchens. „Aber manche Knospe stirbt, ehe sie sich entfaltet! O, Carl, Carl! Sinne, denke, daß die Zeit sich verkürzt. — Sieh, ich bin nachsichtig, duldsam, kann Alles verstehen, Alles vergeben, — aber, wenn ich an Wolf denke, an diesen furchtbaren Egoismus“ —

„Nicht so, Regine! Er weiß ja nicht, daß er unserem Glücke im Wege steht —“

„Er weiß nicht? Mußte er nicht wissen, nicht einmal nachdenken, daß auch andere Menschen ein Herz haben und liebebedürftig sind? Sag's ihm, Carl, sag's ihm! Er hat ja seine Frau mit den vollen Truhen. Heißt's nicht, das Natürlichste verleugnen, was hier geschieht?“

„Ach, Regine, mein lieber Schatz! Zerreiße mir das Herz nicht,“ — antwortete der ernste Mann neben ihr. „Ich gab doch nun einmal mein Wort und muß es halten. Wenn ich es breche, zwinge ich Wolf, einen falschen Schwur zu leisten, und nehme ihm das Ansehen und die Achtung seiner Umgebung.“

Regine schüttelte den Kopf.

„Nein, Carl! Du gabst Dein Wort unter gänzlich anderen Voraussetzungen. Mindestens hast Du die Pflicht gegen Dich und mich, Wolf von den veränderten Verhältnissen Mittheilung zu machen. Wird er Dich entbinden, bleibst Du Dir treu, und er wird sich treu bleiben, indem er Dich von Deinem Versprechen löst. Hier liegt doch die Rechtfertigung für sich selbst und Jenen gegenüber —“

Carl Rochau ließ den Kopf sinken. „Ich kann nicht, Regine!“ sagte er nach einer Pause.

An einem der nächtfolgenden Tage machte Regine von Teck Esther Rochau einen Besuch. Sie fand die junge Frau beim Aufbinden ihrer Blumen beschäftigt, und so zierlich geschürzt und so schön war sie, daß Regine bei ihrem Anblick alle Bitterkeit vergaß.

„Ich hörte schon von Wolf, daß Sie zum Besuch eintreffen würden, Fräulein Regine,“ hub die junge Frau an. „Darf ich sagen, wie sehr mich das erfreute und wie mich danach verlangte, Sie wiederzusehen?“ — Esther betonte, was sie sagte, und da sie nie eine Phrase machte, ward Regine durch die Herzlichkeit dieser Worte aufs Angenehmste überrascht.

„Oh Sie das dürfen? Sie fragen? Gewiß!

Das klingt ja zu nett, Frau Esther! Und wenn ich gute Worte mit ebenso viel Unmuth sprechen könnte, wie Sie, würde ich darauf erwidern. Ich beschränke mich auf diesen Händedruck! Ach! wie hübsch es bei Ihnen ist! Zu der That eine reizende Wohnung; gemacht, um glücklich zu sein, obgleich ja allerdings die äußeren Dinge nur unsere Vorstellungen bevölkern helfen.“

Esther neigte zustimmend das Haupt.

„Alles ist Vorstellung in der Welt, denke ich —“

„Das sagen Sie?“

„Gewiß! Aber es soll kein Vorwurf darin liegen! Es ist ein Theil des Werthes unserer Erziehung, daß sie unsere Vorstellungen glättet, verfeinert und dem Leben anpaßt.

In den Menschen steckt das Rauhe, Unpoetische, Selbstische und Nüchtere von Beginn an. In dem Maße, als man uns das Ideale näher bringt, fördert man unsere Herzensbildung. Je größer diese, je fähiger werden wir zum Glück! Oder irre ich mich?“

Regine nickte nur. Sie war für Augenblicke zerstreut und wortkarg.

„Werden Sie diesmal längere Zeit in Berlin bleiben?“ hub Esther zur Anknüpfung des Gesprächs an. Und sich überwindend, fügte sie hinzu:

„Wie geht's Ihrer Frau Tante?“

„Ich denke ja — etwas länger! — Meine Tante befindet sich wohl.“

„Den Doctor Carl sahen wir lange nicht. Haben Sie ihn schon begrüßt?“ fuhr Esther fort.

Regine erröthete bei diesem Namen bis an die Stirn; Unruhe und Verlegenheit malten sich in ihren Zügen so deutlich, daß Esther überrascht anblickte.

Noch forschte sie eine Weile zweifelnd, aber dann verstärkte sich ihre Vermuthung und ward schnell zur Gewißheit.

„Wie? Wirklich? Fräulein Regine?“ schoß es ungestüm aus ihr heraus, während sie einen hinreizenden Blick, einen fragenden und einen zärtlichen, einen zur Mittheilung auffordernden und Stillschweigen versprechenden auf das junge Mädchen richtete.

„O, ja, ja! Sie haben sich verrathen, Regine! Ah, und glücklich bin ich darüber! Ich kann's Ihnen nicht sagen. — Ist's in der That?“

Eine Sekunde schwankte Regine. Dann aber legte sie ihren Arm um Esthers Schulter und umhalste sie in heftiger Bewegung.

Und als sie sich endlich Beide aus dieser Umarmung lösten und Esther doch so viele Thränen in den Augen ihrer Freundin sah, als heftiges, nicht endendes Schluchzen ihr Ohr traf, da fühlte die junge Frau, daß sich etwas Fremdes zwischen das Glück Bei-

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 49.